

wären. Aber wir können ja Schwärmern zuliebigar nicht mehr auf die künstliche Düngung und damit auf die Hälfte des deutschen Bodenertrages verzichten. Man kann auch da übertreiben. Schließlich steckt in jedem einfachen Bauernbetrieb ein gut Stück Unnatur, in den einheitlich bestellten Feldern, in der Haustierzucht, in der Schädlingsbekämpfung usw. Wer entschieden biologisch leben

will, der muß als Neandertaler auf eine Robinsoninsel gehen, und da bringt er sich leider selbst mit. Man soll auch an die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Organismus glauben und seinen Verstand verwenden, um zwischen Unkultur und Überkultur den Weg des edlen Menschentums zu finden. Am Ende ist der Mensch doch noch mehr als nur Biologe.

UMSCHAU

OSTKIRCHLICHE UMSCHAU

Professor Wunderle bemerkt zu Anfang eines Vortrages „Über die religiöse Bedeutung der ostkirchlichen Studien“ („Das östliche Christentum“ 1939, Heft 10, S. 6) über die ostkirchliche Bewegung: „Vielleicht hat sie tatsächlich an hörbarem Geräusch verloren; ihre innere Stärke jedoch dürfte sich kaum gemindert haben. Und wäre dies wirklich der Fall, dann müßte alles aufgeboten werden, um sie wieder zu erneuern und zu kräftigen.“ Daß diese Bewegung noch lebenskräftig ist, ja daß sie eine Wendung zu größerer Sachlichkeit und Vertiefung genommen hat, bezeugen vor allem drei neuere Veröffentlichungen innerhalb der katholischen ostkirchlichen Literatur, die unsere besondere Beachtung verdienen¹.

Die verschiedenartigsten Stimmen kommen zu Wort. Mannigfaltig ist auch die Art der Darbietung: neben Einzeldarstellungen stehen Gesamtüberblicke. Den Gegenstand bildet der christliche Osten in seiner ganzen Weite, in seiner Geschichte, seiner Lehre, seinem Gottesdienst, seinen Heiligen und seiner religiösen Kunst. Im Sammelwerk „Der christliche Osten“ wurde versucht, mit einer gewissen Vollständigkeit in alle den Osten betreffenden Fragenkreise einzuführen. Das ist den Verfassern vollauf gelungen. Natürlich ergibt sich aus derart verschiedenen Bausteinen kein einheitliches Mosaikgemälde. Wohl allgemeine Anerkennung werden die sachlich darlegenden Aufsätze finden; sie sind zum Teil mit großer Anschaulichkeit und äußerst fesselnd geschrieben; wir denken da vor allem an das, was Von Arseniew (er ist orthodoxer Christ),

¹ „Der christliche Osten“, Geist und Gestalt, hrsg. von Julius Tyciak, Georg Wunderle, Peter Werhun. 80 (408 S.) Regensburg 1939, Pustet. Kart. M 8.50. 13 andere Mitarbeiter sind beteiligt, unter ihnen Nikolaus v. Arseniew, Odo Casel, Kilian Kirchoff, Karl Pfleger, Reinhold v. Walter, um nur einige der bekannteren zu nennen. Das Buch ist dem Andenken des Unionspapstes Pius XI. gewidmet. — „Ut omnes unum sint.“ Ein Werkbuch ostkirchlicher Arbeit, hrsg. von der Abtei St. Joseph zu Gerleve. 80 (159 S.) Münster i. W. 1939, Regensburg. Kart. M 2.40. — „Ein Leib, ein Geist.“ Einblicke in die Welt des christlichen Ostens, hrsg. von der Abtei St. Joseph zu Gerleve. 80 (220 S.) Münster i. W. 1940, Regensburg. Kart. M 3.40. In den beiden letzten Bändchen stammen die Beiträge zumeist von Benediktinern; aber wir finden darin auch Ausführungen von Alexej Hackel und Reinhold v. Walter, die zu den Mitarbeitern des an erster Stelle genannten Ostbuches gehören.

Von Walter, Wunderle, Engberding, Hackel ausführten. Schwieriger und in manchem Punkt fragwürdig, wenn auch voller geistreicher Anregungen für den Leser, bleiben die Sichten der Tyciak, Pfleger, Keller.

Ein Hauptanliegen der drei Ostbücher bezieht sich, wie bereits aus Titel und Widmung ersichtlich ist, auf die kirchliche Einheit. Es macht Ethos und Stellungnahme der Mitarbeiter verständlich. Es ist hier unmöglich, all das aufzuzählen, was in diesen Vorträgen und Aufsätzen an Gedanken, Durchblicken, Anregungen und Problemen geboten wird. Es sei uns gestattet, freimütig ein paar grundsätzliche Fragen zu erörtern, die sich aus der Lesung ergeben!

Die schon vorliegenden Besprechungen des Buches „Der christliche Osten“ gehen in einem wichtigen Punkt auseinander, in der Frage nach der Methode. Ein Beurteiler (P. Iwan v. Kologriwof S. J., auf der innern Umschlagklappe des Buches) spricht sich aus, wie folgt: „... Welche Sorgfalt in der Bearbeitung des Materials! Welche liebevolle Einfühlung, nicht nur in den Artikeln authentischer Ostchristen, sondern auch bei allen westlichen Mitarbeitern des Buches! Möge dieses Werk endlich mit all den fehlervollen und irreführenden Schreibereien über das östliche Christentum Schluß machen, die uns so reichlich in den letzten Jahren dargeboten wurden.“ Die Internationale Kirchliche Zeitschrift (1940, S. 191 f.) dagegen urteilt: „Durch das ganze Buch weht ein feiner, irenischer Geist — aber die Irenik geht zu weit. Sie übersieht geschichtliche Tatsachen und überbrückt etwas allzu leicht bestehende tiefe Gegensätze. Damit ist aber im Grunde genommen dem Ziel, das sich das Buch steckt, nicht gedient.“ Es sei nicht verschwiegen, daß dem altkatholischen Beurteiler wenig an einer Annäherung zwischen anatolischer und römischer Kirche liegt; diese Psychologie färbt auf sein Urteil ab. Trotzdem hat er hier nicht ganz unrecht. Einige Mitarbeiter gehen in der Tat aus bester Absicht in der Irenik zu weit. Die Herausgeber haben allerdings manchem Mißverständnis dadurch vorgebeugt, daß sie den Einzelausführungen die Worte des unionserfahrenen Metropoliten Scheptyckij vorausschickten.

Wer den getrennten Bruder gewinnen will, geht gern an drei Stellen in seinem Entgegenkommen zu weit; das beobachten wir auch hier:

1. Die Problematik wird vereinfacht. Das Problem der Trennung ist doch viel schwieriger, die dogmatischen Unterschiede sind doch bei weitem größer, als es nach Otto Karrer (im Beitrag „Der christliche Osten und die Kirche Christi“) den Anschein hat. Auch die Lehre der morgenländischen Väter über das Filioque ist nicht so eindeutig klar, wie Tyciak sie darstellt (S. 43).

2. Aus dem an sich lobenswerten Bestreben, Mängel und Unzulänglichkeiten im eigenen Lager ehrlich einzugestehen, ergeben sich bisweilen schiefe, manchmal auch ungerechte Urteile über den christlichen Westen und seine Vertreter. Darüber schreibt Georg Koeppen (Die Gnosis des Christentums S. 81): „Man liebt es heute, wieder auf die Theologie des Ostens zurückzugreifen... Es gibt sogar innerhalb der katholischen Theologie eine östlich orientierte Richtung, die einen glauben machen möchte, im Abendland sei in der Theologie so ziemlich alles falsch gemacht worden, das Heil könne nur in einer Rückkehr zum östlichen Denken bestehen. Das alles liegt uns gänzlich fern.“ So weit geht nun allerdings Julius Tyciak nicht. Ja man muß anerkennen, daß er an Sachlichkeit der Darstellung außerordentlich gewonnen hat und in seinem Aufsatz „Die Theologie des Ostens und das Abendland“ (Der christliche Osten, S. 38 ff.) sich darum bemüht, dem katholischen Westen gerecht zu werden, was ihm aber nicht ganz gelungen ist. Setzt er doch voraus, daß die abendländische Theologie vom rechten Weg derart abgeirrt ist, daß sie erst „wieder zu sich selbst, das heißt, zu ihrer lebendigen Quelle zurückgeführt“ werden muß (S. 40); auch gibt es nach seiner Meinung zwischen Thomas von Aquin und neuerdings Möhler, Newman und Scheeben — ausgenommen etwa Nikolaus von Kues und Bérulle (vgl. S. 51) — keine Theologen, die eine „lebendige Theologieauffassung“ ihr eigen nannten! Haben nicht an der Wiederbelebung der christlichen Scholastik im 16. und 17. Jahrhundert hervorragende theologische Gestalten der verschiedensten Ordensschulen sich beteiligt? Kann man achtlos an den großen Kirchenlehrern dieser Periode vorübergehen? — Karl Pfleger meint in seinem Artikel „Sinn und Sendung des neuorthodoxen Denkens“ (S. 265) gegen einen verdienten Forscher wie M. Jugie Stellung nehmen und ihn maßregeln zu müssen. Denker wie Bulgakow und Berdjajew werden mit überschwänglichem Lob bedacht. Pfleger selbst scheint gemerkt zu haben, daß hier das Gleichgewicht gestört ist; so beklagt er sich denn nachträglich in einer Anmerkung (4, S. 274) über Berdjajews „mitunter unglaublich verzerrte Vorstellungen von katholischen Ideen und Anschauungen“.

3. Leicht vergißt der Ireniker auch bei Darstellung der östlichen Lehre Einschränkungen oder Vorbehalte anzubringen, oder er geht in Zugeständnissen zu weit. Dafür bieten die vorliegenden Ostbücher eine Anzahl von Beispielen. Pfleger will im Hesychasmus vor allem einen Kampf um den Primat der Mystik in der Theologie sehen (S. 265), fügt aber nicht hinzu, daß die Mystik des Palamismus in sich zu schweren Bedenken Anlaß gibt. Auch läßt sich die asketische und theologische Lehre eines Symeon des Jüngeren, des Theologen, nicht in dem Umfang rechtfertigen, wie Wunderle es versucht. Pfleger hält — mit Dom Lialin — den orthodoxen Charakter von Bulgakows Sophialehre für unbezweifelbar (S. 269) und stellt überhaupt das „neuorthodoxe“ Denken als grundchristlich hin, in das doch zahlreiche nichtchristliche und außerchristliche Ströme einmünden. Zwar erfährt im neuorthodoxen Denken manch ein christlicher Gedanke Vertiefung, aber es wird auch wesentliches Glaubensgut angetastet. In Bulgakows Sophialehre treiben Phantasie und Willkür ihr Spiel. Berdjajews Philosophie und „orthodoxe“ Gnosis ist im Kern modernistisch und subjektivistisch. —

P. Odo Casel O.S.B. schlägt in der Epiklesenfrage einen Vergleich vor: „Wenn das Abendland von der rein juristisch-formalen Auffassung, daß die Einsetzungsworte allein maßgebend seien (was die kirchliche Praxis nicht anerkannt hat), abgeht und wieder in dem ganzen Meßkanon den wesentlichen Bestandteil des Konsekrationsgebotes sieht, wenn anderseits der Orient zu der alten Auffassung von der wirkenden Kraft der Herrenworte zurückkehrt, dann werden beide Teile sich in der gemeinsamen Wahrheit finden“ (S. 69). Recht hat Casel darin, daß die konkrete Ganzheit und Fülle der vielgestaltigen Liturgien Grundlage der theologischen Spekulation sein soll, daß der Theologe sich nicht damit begnügen darf, abstrakt die Frage nach dem absolut Wesentlichen aufzuwerfen, wie das Vertreter des Abendlandes gerne taten. Aber in Casels Worten, wie sie liegen, werden doch drei Fragenkreise, der historische, dogmatische und praktische, nicht genau auseinandergehalten. Mag auch die Ansicht, daß die Einsetzungsworte allein Konsekrationsform sind, von der Kirche nicht definiert sein, sie wird doch seit Jahrhunderten durch weitgehende Übereinstimmung der Theologen, ja durch neuere kirchliche Dekrete gestützt; eine solche Autorität darf nicht unbeachtet bleiben. — P. Hermann Keller O.S.B. (Das Dogma der Erlösung in der Auffassung der Ostkirchen, in: Ein Leib, ein Geist S. 19 21) bemerkt treffend, daß es in östlicher und westlicher Soteriologie keine „inhaltlichen Lehrverschiedenheitsgrade“, sondern nur verschiedene Vorstellungskreise gibt, und daß es falsch sei, einen „vor allem in der germanischen Welt ausgebildeten und beliebten Vorstellungskreis von Erlösung der orientalischen Religiosität aufzubürden“. Aber es fragt sich doch gerade, ob die Vorstellung der Erlösung als Genugtuung für die Beleidigung Gottes nur „Vorstellungskreis“ der Soteriologie ist oder auch zum allgemeingültigen Lehrgehalt gehört. Nur beiläufig sei bemerkt, daß Keller in seinem andern Aufsatz „Mystik und Mysterien in den frühen Kirchen des Ostens“ (Ut omnes unum sint S. 33 ff.) die Unkennbarkeit der göttlichen Dinge übersteigert; durch die Ausführungen geht ein antirationaler und agnostizistischer Zug. — Zum Schluß noch ein anderes Beispiel! Es kann einen katholischen Leser irreführen, wenn Alexej Hackel (Ut omnes unum sint S. 147 f.) einen Ausspruch Dostojewskijs zitiert, demzufolge das russische Volk ganz in der Rechtgläubigkeit lebe, und wenn in diesem Zusammenhang auf das „Fest der Orthodoxie“ hingewiesen wird. Am Fest der Orthodoxie wird alljährlich der Bannfluch gegen die Anhänger der alten Häresien, aber auch gegen die Leugner der palamitischen Lehre erneuert. Übrigens ist es sehr bezeichnend, wenn P. v. Kologriwof — in seinem vorzüglichen Überblick „Schicksal der russischen Kirche von ihren Anfängen bis zur heutigen Zeit“ (Ein Leib, ein Geist S. 155 162) — in Rußland vom Geist der Rechtgläubigkeit mehr bei den Altgläubigen, also bei der Minderheit des Volkes, verwirklicht sieht.

Doch weit wichtiger als all diese kritischen Bemerkungen scheint uns die Beantwortung der Frage zu sein, was uns Westchristen der christliche Osten zu geben hat. Georg Koeppen (a. a. O.) meint: „... Wir wollen nur jenes allein ins Auge fassen, worin die einzigartige Leistung des Ostens besteht: die Überwindung des einseitigen Monotheismus durch das trinitarische Denken. Dies und sonst nichts hat uns der Osten zu geben; frei-

lich genügt es, und es eröffnen sich dadurch Perspektiven von ungeahnter Tragweite.“ Ist der Westen wirklich so einseitig monotheistisch? Wenig bekannt ist die Trinitätsmystik eines heiligen Ignatius von Loyola; wer kennt den Umfang ihres Einflusses? Wer weiß, daß Don Columba Marmion, ein bedeutender Lehrer des geistlichen Lebens unserer Tage, eine tiefe trinitarische Theologie vortrug? Die Zahl solcher Beispiele läßt sich vermehren. Man muß durchaus der Ansicht Tyciaks beipflichten, der „die Verschiedenheiten von ost- und westchristlicher Theologie nicht als Gegensätze, sondern als anders akzentuierte Klänge der einen Melodie des Glaubens“ verstehen will (S. 40). „Erst das Schisma des Photius“, so fügt er bei (S. 43), „hat aus dieser unterschiedlichen Klangform einen Widerspruch gemacht.“ Aber auch Koeppen hat darin recht, daß wir vom Osten an erster Stelle Anregung für eine vertiefte Kenntnis der Heiligsten Dreifaltigkeit empfangen. Tritt nicht die Wirksamkeit der drei göttlichen Personen im Aufbau der Ostliturgie weit mehr hervor, als dies im römischen Meßkanon der Fall ist? Gibt es nicht im Osten eine eigenartige, wundersam tiefe trinitarische Frömmigkeit? Man vergleiche nur die Ausführungen Wunderles über byzantinische Mystik!

Aber das ist nicht alles. Weit mehr hat uns der Osten zu geben. Wer einen Beweis dafür sucht, lese unsere drei Ostbücher! Der östliche Kirchenbau in seiner Anlage, die Bilderwand mit ihren Heiligen, der Kult und seine Zeremonien sind ebenso viele, auch für den Westchristen bedeutsame Zeichen. Viel anschaulicher als im lateinischen Ritus wird in der Ostliturgie Christi Leben und Sterben dargestellt, seine Auferstehung und Himmelfahrt, ja das ganze Heilsgeschehen. Kurz, jedes Geheimnis des Glaubens erhielt im Osten seine besondere Ausgestaltung, seine Form, seine geschichtlich gewordene Eigenart.

Wir kommen zu folgendem Ergebnis: vor allem in dreifacher Hinsicht bereichert die Beschäftigung mit dem christlichen Osten:

1. Wir lernen die zahlreichen Berührungspunkte von Ost und West kennen und freuen uns, daß es so viel Gemeinsames gibt in den Grundwahrheiten des Christentums, der Liturgie und den Sakramenten. Welch tiefes Geheimnis liegt in der Verwirklichung der christlichen Einheit; erst in letzter, feierlicher Abschiedsstunde lehrt der Herr darum beten, wie Abt Molitor unter dem Titel „Ut omnes unum sint“ tiefgründig darlegt. P. Hieronymus Engberding O.S.B. zeigt in seinen lesenswerten Ausführungen „Maria in der Frömmigkeit der byzantinischen Liturgie“ (Ein Leib, ein Geist S. 37—68), wie innerhalb der Liturgie gerade die Marienverehrung hüben und drüben geeignet ist, das Einheitsbewußtsein zu stärken. In einem andern Artikel (Einfluß des Ostens auf die Gestalt der römischen Liturgie, in: *Ut omnes unum sint* S. 61—89) hat der gleiche Verfasser dargetan, wie wenig der christliche Westen sich vor der Spaltung dem Einfluß des Ostens verschloß. Je schmerzlicher wir die Trennung empfinden, um so freudiger nehmen wir alles an, was die Einheit fördert².

² In diesem Zusammenhang sei genannt: „Die Confessio Dosithei (Jerusalem 1672), Geschichte, Inhalt und Bedeutung.“ Von Curt R. A. Georgi. (Aus der Welt christlicher Frömmigkeit, hrsg. von Friedrich Heiler.)

2. Die Beschäftigung mit dem christlichen Osten verschafft uns auch eine höhere Wertschätzung des christlichen Westens. Lebt nicht der christliche Osten in der Mehrheit seiner Gläubigen getrennt vom Mittelpunkt der kirchlichen Einheit? Damit hängt u. a. die Aufsplitterung des Ostens in Nationalkirchen zusammen. Dazu kommt die Trennung vom Mittelpunkt des unfehlbaren Lehramtes; sie brachte es mit sich, daß die Zahl der strittigen Lehren stets zunahm und der Riß immer verhängnisvoller wurde, nicht zuletzt unter dem Einfluß einer beiderseits oft verständnislosen und lieblosen Polemik. Bestanden die Unterschiede erst nur in einzelnen Dogmen oder Gebräuchen, so machte sich der Gegensatz bald in tiefergehenden Fragen der Fundamentaltheologie, der Philosophie, ja der ganzen Denkart geltend. Es liegt uns fern, den christlichen Westen und seine Geschichte zu idealisieren. Und wir sind überzeugt, daß noch viel geschehen muß in der Erschließung des christlichen Ostens. Doch zeigt gerade die katholische Ostliteratur, wie wünschenswert auch eine vertiefte Kenntnis des christlichen Westens ist, eine Wiederentdeckung seiner reichen Schätze. Mit welcher Liebe und Einführung schreiben Vertreter des Westens über den christlichen Osten! Wie freudig müßten wir das erste Sammelwerk begrüßen, das einmal Ostchristen im gleichen Geist über den christlichen Westen zusammenstellten!

80 (110 S.) München 1940, E. Reinhardt. Brosch. M 4.50. Mit dem beginnenden 17. Jahrhundert machten sich protestantische Einflüsse im orthodoxen Osten geltend. Eine Bekenntnisschrift des Patriarchen von Konstantinopel, Kyrill Lukaris (1572—1638) war ganz in kalvinistischem Geist abgefaßt worden. Die Gefahr schien noch am Ende des Jahrhunderts nicht gebannt zu sein. Daher trat Dositheus, Patriarch von Jerusalem, auf den Plan und stellte seine eigene orthodoxe Bekenntnisschrift der des Lukaris entgegen. Obschon selbst Feind der römischen Kirche, machte er doch bei ihr im Kampf gegen den protestantischen Gegner bedeutende Anleihen in der Lehre. Geht nun diese Abhängigkeit so weit, daß die Confessio Dosithei nicht mehr als Ausdruck des orthodoxen Glaubens angesehen werden kann? Georgi stellt geschickt das Entstehen dieser Bekenntnisschrift in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang. Er zeigt, wie die Confessio Dosithei mitveranlaßt wurde durch den Streit, der damals in Frankreich zwischen Reformierten (Claude) und Jansenisten (Arnauld, Nicole) über die Transsubstantiationslehre im Gang war. Es bedeutete für die Jansenisten einen Triumph, die Lehre des orthodoxen Ostens gegen die reformierten Leugner der Wesensverwandlung ausspielen zu können. Bei Darbietung der Lehre des Dositheus sucht Georgi das herauszuschälen, was der römischen Doktrin entlehnt ist, und andererseits was vor und nach Dositheus als eigentlich orthodoxe Lehre angesehen werden muß. Er kommt zum Ergebnis, „die Haltung der Confessio Dosithei, die den Zenit einer Annäherung an Rom darstellt“ (S. 107) sei heutzutage von der Orthodoxie völlig aufgegeben und die Confessio Dosithei sei nicht — wie viele Orthodoxe das annahmen — „normatives Symbol des Ostens“. Georgis Darstellung ist fesselnd. Er rührt ein tieferes Problem an: was ist Wesen der Orthodoxie? — Nach welchen Kriterien scheidet Georgi nun Römisches vom Orthodoxen in der Lehre des Dosi-

3. Ein weiterer Gewinn der Ausrichtung nach dem Osten besteht darin, daß wir unsern Blick weiten. Wir erheben uns über uns selbst, gehen heraus aus jener Enge, die nur zu leicht geneigt ist, die Formen und Anschauungen unseres westlichen Denkens als einzig mögliche Verwirklichung des Christentums zu betrachten. Geistesart und Frömmigkeitsübung in Ost und West sind verschieden, weil die Menschen verschieden sind und weil der unendliche Reichtum der göttlichen Offenbarung sich in endlichen Formen nicht erschöpfen kann.

Der Ostchrist liebt das Einsame, Beschauliche, Göttliche, Geheimnisvolle, Endzeitliche, Mystisch-Verbundene; der Westchrist das Gesellschaftliche, Anschauliche, Menschliche, Begrifflich-Klare, Diesseitige, Organisierte. Es handelt sich hier um eine Vorliebe, die aber das Gegenteil nicht aus-, sondern vielmehr einschließt. Ist nicht Christus Gott und Mensch? Der Ostchrist nun malt vom Christuskind mit seiner Mutter eine Ikone, ein wahres Heiligenbild, erhaben und unnahbar; es mutet an wie ein Abglanz der überirdischen, göttlichen Welt; dargestellt wird das göttliche Kind. Der westliche Künstler — des Mittelalters und auch der Neuzeit — malt das Kind mit der Mutter ganz anders: er malt sehr oft ein wahres Menschenkind, ein Kind in greifbarer, natürlicher, nackter Menschlichkeit.

Die Fülle des Christentums ist aber nicht östlich und nicht westlich, sondern beides. Fülle ist die Einheit in der Vielgestaltigkeit wie der Liebe und gemeinsamen Leitung, so der Lehre und Liturgie. Osten und Westen ergänzen einander. Das griechisch-byzantinisch-slawische Christentum ist anderer Prägung als das lateinisch-germanische; nicht Absonderung führt zur Vervollkommenung, sondern nur gegenseitiges Schenken und Empfangen. Die konkreten, nationalen, örtlich und zeitlich verschiedenen Formen des Christentums sind in sich selbst nicht notwendig; doch haben sie im Plan der Vorsehung Gottes ihre Bestimmung. Die Frohbotschaft ist aus dem griechischen Osten durch die heiligen Väter nach dem Westen gekommen; aber der Hort der Einheit findet sich seit den Tagen der Urkirche im Westen. Diese Tatsachen haben ihre einmalige Bedeutung. In

theus? Er legt den Maßstab seines Lehrers Friedrich Heiler an: Norm soll sein die Gedankenwelt des Frühchristentums, genauer genommen des Frühchristentums, wie es sich in der durch Chomiakow bestimmten neuen russischen Theologie eines Von Arseniew, Bulgakow, Florenskij, Berdjajew spiegelt (vgl. S. 65 f.). Heiler muß zugeben, daß sich bei diesen Theologen eine „gewisse Annäherung“ an reformatorische Gedanken bemerkbar macht, „die sich freilich einer tieferen Betrachtung lediglich als eine Rückkehr zur Gedankenwelt des Frühchristentums“ erweise. Nun ist es aber eine Tatsache und nicht bloßer Anschein, daß die grundlegende Lehre dieser modernen russischen Theologen über Lehramt und Hierarchie in der Kirche (Georgi S. 65 f.) mit der Auffassung des Protestantismus übereinstimmt: eine unfehlbare Lehrautorität der Hierarchie wird als „äußere“ Autorität abgelehnt. Und es ist eine andere Tatsache, daß Chomiakows Standpunkt auch heute noch in der Orthodoxie vielerseits abgelehnt wird. Vom katholischen Standpunkt aus ist natürlich Georgis Fragestellung in sich verfehlt, da es in der Orthodoxie kein Glaubensgut aus urkirchlicher Überlieferung im Gegensatz zum Katholizismus geben kann.

diesem Sinne ist die Kirche griechisch-römisch und, richtig verstanden, auch lateinisch, allerdings lateinisch oder griechisch nicht dadurch, daß von der Gesamtkirche rein äußerliche Formen dieser Kulturkreise angenommen werden, sondern dadurch, daß die Gesamtkirche stets demgegenüber aufgeschlossen bleibt, was griechischer und lateinischer Geist im Christentum für die Kirche erarbeitet haben. Denn es gibt nur eine Heilsgeschichte, nur eine Geschichte des Christentums.

Aber auch die Synthese von griechischem Osten und lateinischem Westen macht noch nicht die ganze Fülle des verwirklichten Christentums aus. Noch muß das ferne Ostasien mit seiner jahrtausendealten Kultur, noch der sich stets mehr erhellende dunkle Erdteil seinen Beitrag liefern an „Geist und Gestalt“ zum Christentum der Zukunft. Die Erkenntnis, daß die Kirche Christi die ganze Weite der Welt umspannen muß, ist Gewinn der Beschäftigung mit dem christlichen Osten.

Bernhard Schultze S. J.

ERDE UND GEIST

(1) Als einen „Zustand“, in dem wir „Gott gegenüber ‚nein‘ sagen“ (17), als „Jubel des sich von Gottes Gefangenschaft befreienden Menschen“ (19) und doch als Erfahrung des „Göttlichen, das sich erst in der Situation der Gottentfremdung ... offenbart“ (49), — so sieht der Bulgare Janko Janeff die „Dämonie des Jahrhunderts“¹. Als „einzigartige Eingeeignetheit zwischen Glaubenwollen und Nicht-Glaubenkönnen“ zeichnet Martin Hieronimi² dieselbe Lage (Junger Deutscher vor Gott 75). — Janeff bekennt sich darum zu Nietzsche als der Erfüllung dessen, was in Luther stecken geblieben sei (103 ff.): zur „enteiligten Kainschaft, der Mystik des Protestes und des Untergangs als Möglichkeit des Hinübergehens und der Verwandlung des Gesichts des alten Gottes, durch die alle bisherigen Melodien und Schreie des Empörens, die Reformation und die Romantik des gestaltsuchenden Geistes zu ihrem gleichnishaften Abschluß gelangen“ (175). Im selben unbedingten Ja zu Nietzsche preist Hieronimi die „Frevler“: „Prometheus, Adam und der ‚Frevler‘ von Sais — sie alle sind uns näher als der vermeintliche Gott, der sie verdammt. ... Diese ‚Frevler‘ sind die großen Ahnen alles dessen, was heute an Lebenswerten vorhanden ist. Sie sind der verkörperte ‚tiefere Sinn‘ des Menschen, in ihnen erschöpft sich seine Bestimmung, die nur als tragisch verstanden werden kann und die mit allen Erscheinungsformen ihrer Tragik fröhlich und traurig zugleich bejaht werden muß“ (Zwischen Ende und Beginn 17).

Das aber, wogegen dieses radikale Nein gesagt wird, ist nicht mehr eine einzelne christliche Wahrheit, auch nicht Kirche als solche, auch nicht Christus als solcher, sondern Gott selbst, wie er für die „Frevler“ als Gott des Christentums erscheint. Janeff spricht von der „Kluft zwischen Gott und Mensch“ (73), die die „Verdamnis“ ist, „unter der nicht nur die Welt, sondern

¹ Janko Janeff, *Dämonie des Jahrhunderts*. (360 S.) Leipzig 1939, Helingsche Verlagsanstalt. M 9.—

² Martin Hieronimi, *Junger Deutscher vor Gott* (Frankfurt a. M. 1937) (vgl. diese Zeitschrift Sept. 1937, S. 389). Ders., *Zwischen Ende und Beginn* (ebd. 1940).